

Kapitel 1: Der Liquidator

Prypjat, 3. April 1987.

Die Nuklearkatastrophe von Tschernobyl liegt fast ein Jahr zurück. Prypjat gleicht einer Geisterstadt und der Sarkophag thront als mahnender Gott des menschlichen Versagens am Horizont. In der Sperrzone um das Kernkraftwerk leben nur noch die Toten.

Anastasija ließ ihren Blick über die verlassene Stadt schweifen. Im ersten Moment mochte man glauben, dass die Einwohner nur verreist waren und jeden Moment zurückkehrten, doch diese Illusion konnte sie schon lange nicht mehr täuschen. Prypjat war tot. Es waren nur Kleinigkeiten, die den meisten kaum aufgefallen wären, doch sie konnte sie lesen wie ein Buch. Gras, das sich vorsichtig seinen Weg zwischen den Pflastersteinen hindurch suchte, Hecken und Bäume, die wild wucherten, und Hunde, die auf der Suche nach Nahrung durch eine Stadt schlichen, die viel zu still war.

Als sie vor fast einem Jahr an diesen seltsamen Ort gekommen war und das ganze Ausmaß der Katastrophe zum ersten Mal mit eigenen Augen gesehen hatte, hatte sie kaum glauben können, dass sie die Realität vor sich gehabt hatte. Ein Teil von ihr hatte glauben wollen, dass sie eine stumme Zuschauerin in einem Film war, eine Leserin eines Buches, das schrecklichen Horror beschrieb, doch sie hatte schnell erkannt, dass dem nicht so war. Was sie sah, war echt. Was nie hätte geschehen dürfen, war geschehen. Die unerreichte Schönheit des Schreckens.

Anfangs hatte noch reges Treiben in der Sperrzone geherrscht. Hunderttausende Liquidatoren waren Tag und Nacht damit beschäftigt gewesen, die Spuren des Unglücks zu beseitigen, den Reaktor unter Beton zu begraben und jede Kontamination von der Erde zu tilgen. Die Folgen der Katastrophe sollten für alle Zeiten verschwinden. Nicht wenige hatten den höchsten Preis für ihren Einsatz gezahlt. Doch mittlerweile war es ruhig geworden um Tschernobyl. Nur noch das Dröhnen der vereinzelten Fahrzeuge, die immer wieder an den Ort der Katastrophe unterwegs waren, durchbrach die allumfassende Stille.

„Schwalbe?“, rauschte es plötzlich aus dem Funkgerät, das hinter ihr bei ihrer Ausrüstung lag. „Schwalbe, hörst du mich?“

Anastasija lächelte. Wenn sie diese Stimme hörte, fiel es ihr immer leicht, den Anblick der Sperrzone und deren unendliche Ruhe hinter sich zu lassen. Die Stimme gehörte einem Mann, den sie nicht kannte, obwohl er der einzige Mensch war, mit dem sie seit beinahe einem Jahr persönlich sprach. Er war der Einzige, der ihre Ängste und Hoffnungen kannte, ihre Träume und Wünsche. Und doch wusste er nicht, wie sie hieß. Genau wie sie nicht wusste, wie er hieß. Sie wusste nicht einmal, wo er war. Er war ihr fremder Freund.

„Hallo Sohá.“ Sie nahm den Hörer des Funkgeräts und hielt ihn dicht an ihren Mund, während sie langsam über die Brüstung des Dachs balancierte, auf dem sie ihr Lager aufgeschlagen hatte. ‚Sohá‘ war kurz für ‚Sohátyi‘, der Elch. So hatte er sich ihr vorgestellt. „Ich habe dich schon vermisst.“

„Mir ging es nicht anders, Schwalbe. Sag, was hast du in den letzten Tagen gemacht?“

„Nicht viel. Es wird Frühling. Ich beobachte die Pflanzen und Tiere, verbringe viel Zeit im Wald. Der erste Winter war seltsam.“

„Wieso seltsam?“

„Weil er so normal war. So schrecklich normal. Es war, als hätte die Natur gar nicht begriffen, was hier passiert ist. Ich habe Wölfe gesehen, Elche und Bären. Der Schnee ist gefallen wie in jedem Jahr, es wurde dunkel und kalt. Und jetzt höre ich Vögel zwitschern. Sogar die ersten Bienen fliegen schon.“

„Sollten sie denn nicht da sein?“

„Ich weiß es nicht, Sohá.“ Sie seufzte leise und sprang mit einem Satz auf den Belüftungsschacht, neben dem sie ihre Kochstelle gebaut hatte. „Sollten sie da sein? Darf es einfach so weitergehen nach allem, was passiert ist? Darf es normal sein? Die Menschen sind weg, die Tiere nicht. Immer wieder sehe ich Jäger in den Wald gehen, Soldaten mit Gewehren. Sie töten die Tiere, um die

Verstrahlung mit ihnen zu töten, aber es kommen immer neue nach. Merken sie denn nicht, dass es hier gefährlich für sie ist?“

„Es ist auch für dich gefährlich, Schwalbe.“

Sie lachte, setzte sich und nahm einen Löffel der kalten Suppe von gestern. „Was gefährlich ist und was nicht, bestimme nur ich, Sohá. Welche Rolle spielt Gefahr noch, wenn man weiß, dass man sterben wird?“

„Du weißt nicht, ob du...“

„Doch, ich weiß es. Deswegen bin ich hergekommen. Ich wollte etwas erleben, bevor ich sterbe. Und hier habe ich das Absolute auf der Welt gesehen. Das absolute Leben und die absolute Vernichtung. Sie gehen Hand in Hand, sind vielleicht sogar die gleiche Sache. Anfänge kann es nur geben, wo Enden waren. Ich bin dankbar für jeden Tag, der mir bleibt.“

„Weißt du, wenn du mir deinen richtigen Namen verraten würdest, gäbe es jemanden, der sich an dich erinnert, wenn du nicht mehr da bist.“

Sie lachte erneut und lächelte in Richtung der Sonne, die in der Nähe des Sarkophags hinter den Wolken und dem Horizont hervorbrach. „Vielleicht will ich ja gar nicht, dass man sich an mich erinnert. So viel entsteht und vergeht, ohne dass wir jemals davon erfahren.“

„Anatoli.“

„Was?“

„Ich heiße Anatoli. Ich bin Milizionär an einem Kontrollposten vor der Zone. Ich bin vierzig Jahre alt, habe eine Frau und eine wundervolle kleine Tochter. Ich bin in Odessa geboren und aufgewachsen und wollte als Kind Kosmonaut werden.“

„Wieso willst du dich an mich erinnern, Anatoli? Ich bin nur eine Stimme aus einer Maschine für dich.“

„Das stimmt nicht und das weißt du. Ich... Es wäre einfach schön gewesen, mehr über dich zu erfahren, Schwalbe. Es gibt wenige Menschen auf der Welt, die mir etwas bedeuten, doch du gehörst zu ihnen.“

„Lieb, dass du das sagst, Sohá. Ich denke darüber nach, ja?“

„Danke, Schwalbe, das bedeutet mir sehr viel... Sag, was planst du für heute?“

„Ich muss mir was zu essen suchen. Meine Vorräte werden knapp und der Soldat, der mir immer etwas vorbeigebracht hat, ist seit Tagen nicht mehr hier gewesen. Ich fürchte, er wurde abgezogen oder ihm ist etwas passiert.“

„Und wie willst du das tun?“

„Im Supermarkt und den Wohnungen gibt es noch mehr als genug Konserven. Wenn es dir egal ist, ob du dich verstrahlst, sind sie gar nicht schlecht. Wenn du mal weißt, worauf du achten musst, ist es erschreckend einfach.“

„Wieso kriegst du eigentlich keine Strahlenkrankheit, Schwalbe?“

„Mein Körper ist schon kaputt. Der schafft es von ganz alleine, dass es mir schlecht geht. Da braucht er keine Strahlenkrankheit... Nein, Sohá, im Ernst, ich weiß es nicht. Aber angesichts der Umstände ist es sicher nicht das Schlechteste, was mir passieren konnte. Es wäre nicht gerade angenehm, wenn ich mich auch noch mit der Strahlenkrankheit herumplagen müsste... Du, ich muss jetzt schlussmachen. Ich will los, bevor es zu hell wird. Seit mich vorletzte Woche beinahe die Patrouille erwischt hat, bin ich vorsichtiger geworden. Ich will nicht riskieren, dass sie mich finden.“

„Ist gut, Schwalbe. Mach's gut und viel Glück.“

„Danke, Sohá. Bis bald.“

Anastasija legte das Funkgerät vorsichtig zu ihren Sachen, schnappte sich ihren alten und ziemlich in Mitleidenschaft gezogenen Rucksack und eilte die Treppe des Hochhauses hinunter. Sie hatte ihr Lager bereits vor zwei Wochen hier aufgeschlagen. Allmählich wurde es Zeit, sich nach einem neuen Ort umzusehen, das wusste sie. Aber sie mochte es hier. Die Aussicht war toll und sie hatte ihre Ruhe vor den Arbeitern und Soldaten, die in der Gegend waren. Naja, zumindest meistens. Trotzdem durfte sie nicht riskieren, aufzufallen. Ein unglückliches Leuchten

ihrer Taschenlampe oder der Rauch ihres Lagerfeuers genügten schon, um alles zunichte zu machen, was sie hatte.

Als sie am Eingang des Gebäudes angekommen war, blieb sie einen Moment lang stehen und warf vorsichtig einen Blick nach draußen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite lag der alte Kulturpalast ‚Energetik‘, ein gleichermaßen beeindruckendes wie beängstigendes Bauwerk. Als sie frisch in Prypjat angekommen war, hatte sie viele Abende dort verbracht. Das ‚Energetik‘ besaß eine seltsam einnehmende Atmosphäre und ihm wohnte trotz des Todes der Stadt noch ein gewisser, geradezu prunkvoller Charme inne. Sie kam immer noch gerne her, um ein paar Stunden darin zu verbringen. Zumindest bis vor zwei Wochen, als die Soldaten sie fast erwischt hätten. Seither traute sie sich nicht mehr.

Zum Glück war die Stadt heute so ruhig, wie sie sein sollte. Keine Kettenfahrzeuge donnerten über den Asphalt und keine Männer in Schutzanzügen gingen durch die Straßen. Nur ein paar verwilderte Hunde streunten um die Häuser, doch sie ließen sie in Ruhe. Wobei das nicht ganz stimmte. Viel zu oft folgten sie ihr und begleiteten sie, bis sie sich irgendwo ausruhte. Dann legten sie sich um sie herum, schmiegteten sich an sie und verlangten nach den Streicheleinheiten, die sie schon so lange nicht mehr bekommen hatten. Die meisten von ihnen wussten noch sehr genau, dass sie einst ein Zuhause und Menschen gehabt hatten, die sich um sie gekümmert hatten. Ob sich ihre Besitzer noch an sie erinnerten?

Mit schnellen Schritten huschte Anastasija durch die Straßen. Sie war nicht ganz ehrlich zu Soh a gewesen. Natürlich spürte sie die Auswirkungen des kontaminierten Essens auf ihren Körper und auch die Strahlenkrankheit, die sie immer öfter in die Knie zwang. Andere Menschen wären längst gestorben, doch ihr Körper trug sie weiter und weiter, obwohl er wusste, dass er sterben würde. Aber das war in Ordnung. Sie hatte gelernt, mit ihm zu leben und sich mit ihm zu arrangieren. Manchmal war er für sie fast so etwas wie eine andere Person, ein eigenständiges Wesen, ein Partner und ein Feind. Er ließ sie morgens aufstehen und schenkte ihr einen neuen Sonnenaufgang, doch er ließ sie abends auch unter Schmerzen zusammenbrechen. Sie liebte und hasste ihn.

Doch er blieb ihr treu, wo alle anderen sie aufgegeben und verlassen hatten. Die Ärzte hatten sie schon vor fünf Jahren aus dem Krankenhaus entlassen. Ihre Krankheit war nicht behandelbar. Wobei das nur eine Umschreibung dafür war, dass niemand wusste, was ihr fehlte. Und so waren aus Übelkeit, Kopfschmerzen, Schwindel und all den anderen Dingen, die sie plagten, mit einem Mal die letzten Dinge geworden, die ihr noch sicher waren.

Anastasija lachte leise. Der Tag, an dem man ihr gesagt hatte, dass man nicht wusste, ob sie noch eine Woche lebte oder ein Jahr, war in gewisser Weise der glücklichste ihres Lebens gewesen. Er hatte sie aus den Fesseln ihres Alltags gerissen und ihr ein Leben in Freiheit und Selbstbestimmung geschenkt, wie sie es nie für möglich gehalten hatte. Wenn man wusste, dass man starb, wurden alle Probleme der Erde plötzlich so klein und nichtig. Und dieses Wissen hatte ihr vor einem Jahr auch die Kraft gegeben, alles hinter sich zu lassen und nach Prypjat aufzubrechen.

Ein plötzliches Geräusch in der N ahе ließ sie zusammenzucken. Instinktiv huschte sie hinter die nächstbeste Ecke und warf vorsichtig einen Blick die Straße runter. An br ockelnden Putz, knarrende Rohre und splitterndes Glas hatte sie sich gewöhnt, doch das war lauter gewesen, größer, gefährlicher. Wie ein Donnerschlag hatte es die Stille des Morgens zerrissen, doch sie konnte nichts sehen.

Langsam und vorsichtig atmete sie ein und wieder aus, kniff die Augen zusammen und starrte angestrengt in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Es hatte sich irgendwie angehört, als würde ein Ast abbrechen, gleichzeitig war es aber auch alles andere als natürlich gewesen. Wieder ertönte das Geräusch, diesmal lauter, näher. Anastasija wich ein paar Schritte zurück, bis sie die Dunkelheit vor einem großen Busch erreicht hatte. Jetzt endlich konnte sie etwas sehen.

Gut hundert Meter von ihr bewegte sich etwas. Sie konnte es kaum erkennen; es war wenig mehr als ein Schatten hinter dem Fenster eines der Hochhäuser, doch sie hatte es definitiv gesehen.

Und was auch immer es war, es war riesig, deutlich größer als ein Mensch und auch deutlich größer als alles, was sie bislang gesehen hatte. Sie schluckte. Schon oft hatte sie nachts Geräusche in der Stadt gehört, die ihr einen eisigen Schauer über den Rücken gejagt hatten. Und auch oft genug hatte sie wegen ihnen tagelang nicht schlafen können.

Hektisch schaute sie sich um, suchte nach einer Möglichkeit, schnell und unauffällig von hier zu verschwinden. Zurück konnte sie nicht. Was auch immer da im Hochhaus war, es würde sie sehen. Doch tiefer in die Stadt hinein wollte sie auch nicht. In den Häuserschluchten und den langen, offenen Straßen konnte sie sich nicht verstecken; ganz davon abgesehen, dass dort Militäreinheiten patrouillieren konnten. Ihre beste Chance war es, sich hier im Hochhaus zu verstecken, doch wenn sie Pech hatte, saß sie dort Stunden oder gar Tage fest. Vielleicht...

„Hände hoch, Cyka.“

Augenblicklich entfuhr Anastasija ein unwillkürlicher, schriller Schrei. Die Stimme war direkt hinter ihr, tief, kalt und hart. Instinktiv riss sie die Hände hoch und schnappte nach Luft. Ihr Herz setzte einen Schlag aus, bevor es ihre Adern mit brennend heißem Adrenalin flutete. Nur mit Mühe konnte sie den Drang unterdrücken, auf der Stelle aufzuspringen und wegzurennen, doch der kalte Lauf einer Waffe an ihrem Nacken machte ihr bewusst, dass es sinnlos war.

„Ich habe dir doch gesagt, wir finden sie, Aleksandr.“ Jemand packte sie grob am Arm und zog sie auf die Beine. „Unsere kleine Touristin. Ich schätze, du schuldest mir ein paar Zigaretten.“

„Verdammt, Mikail, lass das Mädchen los. Sie zittert vor Angst.“

„Bitte“, stammelte Anastasija. Ihre Stimme bebte. Sie wusste, dass sie in unfassbaren Problemen steckte, doch ihr waren die Soldaten und auch ihre Waffen egal. Wie gebannt starrte sie über die Straße auf das Fenster und den Schatten, der vollkommen regungslos in der Dunkelheit hinter dem Glas stand. „Da... Da vorne ist etwas im Hochhaus! Bitte, wir müssen weg von hier! Es hat mich sicher gehört!“

Der Mann namens Mikail schnaubte, nahm die Waffe von ihrem Nacken und drehte sie mit einem Ruck zu sich um. Anastasija schloss instinktiv die Augen und drehte den Kopf weg, was jedoch bloß höhnisches Gelächter zur Folge hatte.

„Denkst du, wir wollen dir an die Wäsche?“ Aleksandr lachte. „Danach würden unsere Schwänze aber glühen, das kannst du mir glauben, Mädchen. Also, was hast du für böse Geister gesehen?“

Vorsichtig öffnete sie die Augen und schaute ihm nach, wie er an ihr vorbei auf die Straße trat und einen misstrauischen Blick in Richtung des Hochhauses warf, in dem sie den Schatten gesehen hatte. Schon nach ein paar Sekunden kam er kopfschüttelnd zurück, nahm die Kippe aus seinem Mundwinkel und warf sie auf den Asphalt. Der andere Soldat warf ihm einen Blick zu, den er leise lachend erwiderte.

„Gar nichts. Die Kleine hat Halluzinationen. Vielleicht von der Strahlenkrankheit. Wer weiß, wie lange sie schon hier draußen ist. Mindestens zwei Wochen sind es ja schon. Geh bloß nicht zu nah an sie ran, Mika; die strahlt mit Sicherheit wie Reaktor Nummer vier.“

„Hast Recht.“ Er stieß sie grob von sich weg, zog seine Pistole aus dem Holster und bedeutete ihr mit einer schnellen Bewegung der Waffe, dass sie losgehen sollte. „Beweg dich, Cyka! Aleksandr, wie lange haben wir noch, bevor wir raus müssen?“

„Fünfzehn Minuten.“

„So eine Schande. Dann müssen wir uns beeilen.“

„Wir müssen das nicht tun, Mikail. Die Befehle...“

„Die Befehle sind eindeutig: Das Betreten der Sperrzone ist durch den Gebrauch der Schusswaffe zu verhindern. Und die beiden können sich nicht rausreden, dass sie sich verlaufen haben. Außerdem habe ich keine Lust auf den Papierkram. Was denkst du, wie lange wir an dem Bericht für den Hauptmann sitzen, wenn wir ihm gleich zwei Gefangene vor die Nase setzen? Nein, Genosse, wir bringen die beiden zum Fluss.“

„Hey Pawel, wir haben Gesellschaft für dich!“ Mikail schlug ihr den Gewehrkolben von hinten gegen den Kopf. Anastasija stürzte augenblicklich nach vorne und konnte sich gerade noch so an der Ladeklappe des Lastwagens abfangen. Ihr wurde schwarz vor Augen und sie schaffte es kaum, sich auf den Beinen halten, doch plötzlich umfassten zwei Hände ihre Unterarme und zogen sie auf die Ladefläche. Wer auch immer sie aufgefangen hatte, setzte sie vorsichtig auf den Boden und legte eine Hand auf ihre Schulter.

Sie blinzelte. Neben ihr saß ein junger Mann, vielleicht genauso alt wie sie. Er trug eine einfache Arbeitskleidung, die viel zu oft geflickt worden war, und einen alten Mantel darüber. Sein junges Gesicht war verdreckt und sein blaues Auge sagte ihr, dass die Soldaten ihn deutlich grober verhaftet hatten als sie. Trotzdem lächelte er sie an und stützte sie weiter mit einer Hand, bis sich der Laster in Bewegung gesetzt hatte und sie einigermaßen sicher saß.

„Geht’s?“

„Halb so wild...“ Sie fasste sich vorsichtig an die heftig pochende Stelle an ihrem Hinterkopf.

„Ich glaube, das ist gerade meine geringste Sorge.“

„Du machst dir keine Illusionen, was?“

Sie schnaubte, schloss die Augen und legte den Kopf in den Nacken. „Nein, mache ich mir nicht. Ich bin seit fast einem Jahr hier und habe schon oft genug gesehen, was passiert, wenn die Laster am Fluss halten.“

„Ein Jahr? Wie ist das möglich? Die Strahlung...“

„Ich weiß es nicht, will es nicht wissen und werde es nie erfahren. Ich sterbe sowieso. Ob durch eine Kugel in den Kopf oder meine Krankheit, ist mir egal. Vielleicht ist die Kugel sogar schöner. Ich...“

Sie holte tief Luft. Es fiel ihr schwer, das zu sagen. Viel zu schwer. „Ich hätte mich nur noch gerne von einem Freund verabschiedet.“

„Kann ich mir vorstellen. Ich hätte auch noch gerne Adieu zu Mila gesagt.“

„Ist sie deine Freundin?“

Er lachte. „Nein, mein Hund. Naja, wenigstens weiß ich, dass es ihr gut geht. Sie ist bei meinen Eltern.“

„Du nimmst es aber auch sehr leicht, Pawel.“

„Ich werde sicher nicht um mein Leben betteln. Ich war sechs Monate als Liquidator hier und habe die Pflicht erfüllt, die man mir auferlegt hat. Sechs lange Monate. Das Dach auf dem Reaktor; ich habe zu den Ersten gehört, die sie hochgeschickt haben. Eine Bleiplatte um meine Brust, zwanzig Sekunden Arbeit und wieder runter. Als das Dach sauber war, haben sie mir ein paar Rubel in die Hand gedrückt und mich weggeschickt. Und das ist der Dank.“

„Und was ist dir passiert? Wieso wurdest du verhaftet?“

„Ich komme aus einem kleinen Dorf am Rand der Sperrzone. Meine Familie musste alles zurücklassen, als wir evakuiert wurden. Ich wollte ein paar unserer Erinnerungsstücke holen, aber die beiden Idioten haben mich mitten in der Nacht aufgegebelt. Keine Ahnung, wie sie mich gefunden haben.“

„Tut mir leid.“

„Muss es nicht. Aber mir tut es leid, dass ein schönes Mädchen wie du so ein furchtbares Schicksal erdulden muss. Es ist nicht gerecht.“

„Du bist süß.“

„Wie heißt du?“

„Schwalbe. Nenn mich Schwalbe.“

„Du heißt Schwalbe?“

Sie lachte leise und schüttelte den Kopf. „Nein, ich heiße nicht Schwalbe. Aber ich will, dass du mich so nennst. Es... Weißt du, Pawel, ich bin hierhergekommen, um zu sterben. Ich bin todkrank und wollte auf meine letzten Tage noch etwas erleben, das sonst niemand erlebt. Ich... hätte nie gedacht, dass ich so lange überlebe. Naja, und in den letzten Monaten habe ich über ein altes Funkgerät, das ich gefunden habe, immer wieder mit einem Mann geredet, der am Rand der Sperrzone arbeitet. Weil ich anfangs nicht wusste, wer er war, habe ich mich als Schwalbe

vorgestellt. Und seither nennt er mich so. Das ist eine meiner schönsten Erinnerungen. Vielleicht sogar die einzig wirklich wertvolle. Er ist der Freund, von dem ich mich gerne verabschiedet hätte... Sag mal, Pawel, denkst du, es tut weh?“

„Das Sterben?“

„Das Erschossenwerden.“

„Nein, keine Angst. So schnell, wie die Kugel ist, merkst du...“

Zu mehr kam er nicht. Plötzlich bremste der Laster hart ab, schlitterte über den nassen Untergrund und drehte sich mehrmals um die eigene Achse. Anastasija konnte sich gerade noch rechtzeitig an einer Metallstrebe festhalten, doch Pawel traf es vollkommen unvorbereitet. Er stürzte quer durch die Ladefläche und prallte mit dem Kopf voraus gegen das Führerhaus. Sein erschrockener Schrei wurde von einem lauten Knall übertönt, als der Laster plötzlich und mit einem heftigen Ruck zum Stehen kam. Irgendetwas war gebrochen, doch das interessierte sie nicht. Sie sprang sofort auf und kniete sich zu Pawel, der sich keuchend seinen Kopf hielt.

„Ist alles in Ordnung?“

„Es geht schon...“ Er blinzelte ein paar Mal, holte tief Luft und zog sich an ihr hoch. „Ich hatte schon Schlimmeres. Was...“

Plötzlich ertönten Schüsse. Das Rattern einer Kalaschnikow. Dauerfeuer. Dahinter Gebrüll, wie sie es noch nie gehört hatte; hoch und schrill und doch so unfassbar tief. Es zerschnitt die Luft wie ein Blitz, schrecklich und gnadenlos. Anastasija stellten sich augenblicklich sämtliche Haare zu Berge und ein unfassbares Zittern durchfuhr ihren Leib. Was war das für eine Kreatur, die ein derart schreckliches Geräusch von sich geben konnte?

„Verdammt, Aleksandr! Schieß!“

„Ladehemmung!“

Pawel packte ihren Arm. „Das ist unsere Chance, komm!“

„Du willst da raus? Spinnst du?“

„Komm jetzt!“

Er trat an ihr vorbei, hielt sich an einer Metallstrebe über ihren Köpfen fest, zog sich hoch und trat mit aller Kraft gegen die Ladeklappe. Wieder und wieder, doch sie bewegte sich nicht. Von draußen drang noch immer das Donnern der Gewehre zu ihnen und auch das Brüllen der Bestie wurde immer lauter und bedrohlicher. Jede Faser in Anastasijas Leib sträubte sich dagegen, die Sicherheit des Lasters zu verlassen und nach draußen zu gehen, aber sie wusste, dass Pawel Recht hatte. Wenn sie hier blieben, wurden sie entweder erschossen oder von dem geholt, auf das die Soldaten gerade feuerten. Sie mussten es versuchen, wenn sie zumindest die Chance haben wollten, zu überleben.

Also zwang sie sich auf ihre Beine und tat ihr Möglichstes, die allumfassende Angst zu ignorieren, die sie beinahe lähmte. Sie mussten aus diesem Laster raus und von hier verschwinden, bevor es zu spät war. Sie trat neben Pawel und begann ebenfalls, mit aller Kraft gegen die Klappe zu treten. Ein Tropfen auf dem heißen Stein, das wusste sie. Die Krankheit hatte ihr schon vor Jahren die Stärke ihres Körpers geraubt. Sie war eine Tote, die noch nicht die Kraft gefunden hatte, sich ihrem Ende zu stellen. Und doch kämpfte sie gegen den rostigen Stahl des Lasters an, der sich Millimeter um Millimeter aus seiner Verankerung löste.

„Mikail, weg da, weg!“

„Gib mir Munition! Wir brauchen...“

Zu mehr kam er nicht. Seine letzten Worte gingen in einem markerschütternden Schrei unter, der das Krachen der Ladeklappe, die endlich aus ihrer Halterung brach, übertönte. Pawel sprang sofort in den Matsch hinter dem Laster, nahm ihre Hand und zog sie zu sich runter.

Anastasija wimmerte und sträubte sich, doch er war stärker. Sie hielt die Luft an, konnte nicht atmen. In diesem Augenblick herrschte eine fürchterliche Stille, die in ihren Ohren dröhnte, wie es kein Gewitter je gekonnt hätte. Nein, selbst das war falsch, selbst das beschrieb die Absolutheit dieses Moments nicht. In diesen Sekunden schien die Zeit selbst stillzustehen. Alles auf der Welt erstarrte und wartete nur auf das, was als Nächstes geschah, auf den unvermeidbaren Fortgang

der Ereignisse und die gnadenlosen Konsequenzen jedes Wimpernschlags. Es musste geschehen, musste jeden Augenblick soweit sein.

„Mikail...“ Das Flehen Aleksandrs durchbrach als Erstes die Stille. Es stieß die Welt wieder an und versetzte sie in Bewegung. Jetzt ging alles Schlag auf Schlag. Das unverwechselbare Geräusch zerreißenen Fleisches und brechender Knochen surrte durch die Luft, gefolgt von einem Magazin, das in eine Waffe geschoben wurde. Aleksandr lud das Gewehr durch und feuerte, doch selbst diese Maschine der Vernichtung konnte ihn nicht vor dem bewahren, was kommen musste.

„Schwalbe, komm!“

Pawel lief los, hechtete in den Wald und verschwand im Dickicht. Anastasija starrte ihm nach, unfähig, ihm zu folgen oder sich auch nur zu bewegen. Sie wusste, dass sie in schrecklicher Gefahr schwebte und von hier verschwinden musste, doch sie konnte nicht. Ihre Beine weigerten sich, ihr zu gehorchen.

Plötzlich verstummte das Rattern des Gewehrs und mit einem fürchterlichen Schrei wurde auch Aleksandr aus dem Leben gerissen. Seine Waffe fiel mit einem leisen Platschen in den Morast, doch das Geräusch seines umfallenden Körpers blieb aus. Anastasija erstarrte. Jetzt konnte sie ihn hören. Den Atem der Kreatur. Langsam, rasselnd, unregelmäßig. Wie ein kaputter Motor aus Fleisch und Blut. Sie konnte hören, wie es seine Zähne tief in seinen Leib trieb und ihn verzehrte. Sie musste weg, musste verschwinden, fliehen, sich verstecken!

Jetzt endlich fasste sie den Mut und lief los. Sie stieß sich vom Stahl des Lasters ab, stürzte in die Büsche, durch die schon Pawel gebrochen war, und rannte tiefer in den Wald hinein. Sie hatte keine Ahnung, wie sie ihre Beine dazu brachte, sich zu bewegen, doch irgendwie gelang es ihr. Ihr Herz raste vor Angst und sie schaffte es kaum, ihre Lunge mit genug Luft zu füllen, doch sie blieb nicht stehen. Sie rannte an gewaltigen Bäumen vorbei, sprang über Wurzeln und brach durch das Geäst des Unterholzes. Wo war Pawel? Sie konnte ihn nicht sehen!

„Schwalbe! Hier rüber!“ Es war nur ein Flüstern, doch sie hörte ihn. Links von ihr, ein paar Meter voraus. Er kniete hinter einem Busch und winkte sie zu sich. „Da vorne ist der Fluss, wir müssen schwimmen.“

Sie fiel ihm in die Arme und rang keuchend nach Luft. „Wir werden erfrieren, Pawel!“

„Hast du nicht gesehen, was den Soldaten passiert ist? Wir müssen weg von hier, und zwar schnell! Komm!“

Mit diesen Worten packte er sie am Arm und zerrte sie mit sich. Sie ließ es zu, hatte keine Kraft mehr, sich zu wehren. Halb rennend, halb stürzend folgte sie ihm in Richtung des Wassers. Sie konnte es schon hören, konnte sehen, wie es durch die Bäume blitzte. Golden und warm und doch so eisig kalt. Sie konnte nicht schwimmen.

Plötzlich zerriss das Brüllen der Bestie die Luft. Sie war nah, viel zu nah. Vielleicht noch zwanzig Meter hinter ihnen. Anastasija konnte längst ihren gurgelnden Atem hören und die schweren Schritte, die den Boden selbst erbeben ließen. Drei Schritte. Pause. Drei Schritte. Sie wollte es nicht, wollte sie nicht sehen, wollte diesen Albtraum nicht anschauen, doch sie konnte nicht anders. Und so drehte sie den Kopf zur Seite und warf einen Blick über ihre Schulter.

Es war kein Tier, das sie verfolgte. Nicht mehr. Es war eine Bestie aus Albträumen, ein Horror, wie sie ihn sich nie hätte vorstellen können. Im ersten Moment hatte sie geglaubt, dass es ein riesiger Bär war, doch nichts konnte von der Wirklichkeit so weit entfernt und doch so nah sein. Was auch immer diese Kreatur war, sie war vielleicht mal ein Bär gewesen, doch sie hatte sich so sehr verändert, dass sie nur noch wie eine Grotteske aussah. Eine Grotteske, die nicht mehr hätte leben dürfen, für die der Tod vielleicht eine Erlösung gewesen wäre.

Das Wesen hatte nur noch drei Beine. Das vierte hing als nutzloser, abgerissener Stumpf an ihr hinunter und an den Pfoten ihrer Vorderbeiden gab es keine Klauen mehr, sondern nur noch drei unnatürlich lange, seltsam verklumpte Gebilde aus Knochen, die aus ihrem vernarbten Fleisch brachen. Ihre Augen waren kaum mehr zu erkennen; das rechte wurde von einem gewaltigen Tumor überwuchert und das linke war fast vollständig von spröder, kahler Haut

überwachsen. Die Kreatur konnte nichts mehr sehen und doch folgte sie ihnen geschickt und unfassbar schnell durch das Unterholz.

Anastasija wollte schreien, doch nur ein bebendes Keuchen verließ ihre Kehle. „Es hat uns gleich, Pawel!“

„Ich weiß!“ Er stürmte aus dem Wald hinaus und zerrte sie mit sich über das Flussufer, bevor er sie an den Schultern packte und ins Wasser stieß. Anastasija hatte keine Zeit, zu reagieren, keine Zeit, sich festzuhalten. Sofort riss die Strömung sie mit sich und drückte ihren Körper in die eisigen Fluten. Sie versank bei lebendigem Leib, riss die Augen auf, wollte würgen, husten und nach Luft schnappen, doch um sie herum gab es nur Wasser. Sie konnte nicht atmen, streckte die Arme aus, schlug um sich und versuchte verzweifelt, sich irgendwo festzuhalten, doch es gab nichts außer undurchdringlicher Nässe.

Panik stieg in ihr auf. Wo war oben, wo unten? Sie strampelte mit den Beinen, berührte plötzlich etwas. Der Grund! Der erlösende Sauerstoff war direkt über ihr. Nur wenige Zentimeter trennten sie von der Wasseroberfläche. Sie konnte die Sonne hindurchschimmern sehen, doch sie konnte nicht auftauchen, wusste nicht, wie es ging. Ihre Lunge pochte, verlangte nach Luft. Sie konnte nicht mehr, konnte den Drang nicht unterdrücken, musste atmen, selbst wenn das Wasser ihren Tod bedeutete. Wo war Pawel? Warum half er ihr nicht? Sah er nicht, dass sie ertrank?

Egal. Es war egal. Jetzt war es ohnehin zu spät. Sie spürte, wie ihr Körper seinen Instinkten nachgab. Ein letztes Mal schloss sie nun die Augen, bevor sie den Mund öffnete und das eisige Wasser ihren Körper fluten ließ. Es brannte wie Feuer, doch nur für einen Moment. Dann wurde alles dunkel.